

Victoria Hegner

Gelebte Selbstbilder

Gemeinden russisch-jüdischer
Migranten in Chicago und Berlin



Inhalt

1. Einleitung.....7

2. Freiheit und historische Verpflichtung –
Die diskursiven Rahmungen der russisch-jüdischen Migration..... 32

Chicago

3. »Tiefste Provinz« – Russische Juden in Chicago..... 51

4. Wenn das Wohnhaus ein Kulturzentrum wird –
Identitätskonzepte älterer russischer Juden..... 78

5. Vielfältig, überraschend, antagonistisch –
Identitätskonzepte junger russischer Juden..... 98

Berlin

6. Die russisch-jüdische Metropole an der Spree 123

7. Nationalität, Religion, Geschichte –
Kategorien eines neuen Selbstverständnisses in Deutschland 164

8. Der Initiator der Einwanderung –
Eine Ostberliner Organisation nach amerikanischem Modell 182

Fazit

9. Vergleichende Zusammenfassung 213

Literatur 230

Dank..... 246

thodoxen, zumindest religiös eingestellten Haushalten gefunden. Mark jedoch betonte mir gegenüber noch während der Lesung, wie wenig er an Gott glauben und er Religion auch wegen »ihrer geistigen Enge« für sich nicht akzeptieren könne. Lilia Kotlianova wiederum instruierte mich, dass jüdische Herkunft oder Kultur nichts essentiell Gegebenes darstellten, sondern historisch bedingt seien. Zudem gäbe es individuell ganz unterschiedliche Vorstellungen davon und so ist es im Grunde überhaupt nicht möglich auch nur eine Verallgemeinerung zu formulieren. Wenig später jedoch erklärte sie mir zusammen mit ihrem Bekannten Gregory Davidovitch, dass man anhand von bestimmten gegebenen, physischen Merkmalen und Körpergebaren genau erkennen kann, wer Jude ist oder nicht, was den konstruktivistischen Grundannahmen, auf denen Lilias vorherige Gedanken basierten, zumindest in Teilen entgegenstand. Als ich fragte, was diese Merkmale denn genau seien, meinte Gregory: »Nun, wie soll ich es sagen, man weiß es einfach, ob jemand ein Jude ist oder nicht. Weiß nicht, das Gesicht. Wie jemand guckt.« »Es sind die Gesten und die dunklen Augen«, fügte Lilia an.

Das Nebeneinander von widersprüchlich anmutenden Gedanken und Alltagspraxen und die damit einhergehende Uneindeutigkeit sowie Vielfalt sozialer und kultureller Grenzziehungen sollte für meine Feldforschung unter 20- bis 35-jährigen russischen Juden in Chicago prägend werden. Geradezu idealtypisch schien sich dabei die von einigen kulturwissenschaftlichen Theoretikern insbesondere von Stuart Hall getroffene Feststellung zur Identitätsbildung in der Spätmoderne zu bestätigen. So konstatierte Hall bereits Mitte der 1990er Jahre in seinem Aufsatz »Who Needs Identity«: »[...] identities are never unified and, in late modern times, increasingly fragmented and fractured; never singular but multiply constructed across different, often intersecting and antagonistic, discourses, practices and positions.«¹⁹⁶ Er betont, dass der Prozess der Abbildung von Identität beziehungsweise individuellem und kollektivem Selbstverständnis nicht als die erhoffte und ständig angestrebte Reproduktion von Gemeinschaftlichkeit zu verstehen ist. Vielmehr charakterisiert sich Identität oder die Vorstellung vom Selbst vornehmlich durch die Herausstellung von Differenz und Formen des Ausschlusses. Indem man auf diskursiv bereitete Ressourcen wie Geschichte, Kultur und Sprache strategisch zurückgreift, modelliert sich dabei das Verständnis von der eigenen Person sowie die Idee

196 Hall, »Introduction«, S. 4; siehe auch: Kellner, *Media Culture*, S. 233–247

von Zugehörigkeit. Mit diesem von Stuart Hall und anderen Vertretern gerade der *cultural studies* stark gemachten Gedanken möchte ich im Folgenden das Selbstverständnis junger russischer Juden nachzeichnen. Ich orientiere mich dabei an drei Kategorien, die während einzelner Gespräche, bei privaten Zusammentreffen sowie offiziellen Veranstaltungen immer wieder zentral waren und direkt oder indirekt verhandelt wurden. Es handelt sich um den Begriff vom Jüdischsein. Des Weiteren geht es um die Verortung in der russischen beziehungsweise sowjetischen Kultur. Die Kategorien sind durchwirkt und miteinander verwoben durch Fragen nach dem eigenen amerikanischen Selbstverständnis. Für meine Darstellung werde ich die Zuordnungen einzeln für sich betrachten, wobei die anderen Kategorien stets anklingen werden. Dabei konzentriere ich mich auf einzelne Personen und versuche zu zeigen, wie unterschiedlichste kulturelle wie soziale Selbstverortungen innerhalb einer Kategorie nebeneinander stehen können oder spezifisch verknüpft werden. Gleichzeitig sollen junge russische Juden als Gruppe ins Blickfeld geraten, wobei herausgestellt wird, wie sich in den überaus heterogenen Ansichten und Praxen Differenz und Zusammengehörigkeit zugleich formt.

Jüdischsein zwischen Religion und Nationalität

Es war Mittwoch. Samuel Derman, ein orthodoxer amerikanischer Rabbiner in West Rogers Park, hatte wie so oft zu einem religiösen Vortrag in privater Runde unter russischen Juden geladen. Treffpunkt war das Haus eines jungen russisch-jüdischen Ehepaares in der Birchwood Street, einer Parallelstraße der Devon Avenue. Mann und Frau sind nach der Immigration streng fromm geworden. Tatjana Leltschuk, eine russische Jüdin, die aufgrund ihrer Arbeit seit 1997 in den USA lebt, meinte, dass ich »diese Gruppe unbedingt sehen« müsse und sie wolle mich mitnehmen. Ich würde hier einen »völlig neuen Blick« auf russische Juden in den USA bekommen, weil das dortige Publikum, anders als man es gewöhnlicherweise kennt, »rechtsgerichtet« sei. »Ich meine nicht konservativ, ich meine rechtsgerichtet«, beschwor sie mich, wobei sich Tatjana von dieser Zuschreibung offensichtlich ausnahm und wohl als eine Art »interessierte

Außenseiterin« sah.¹⁹⁷ Zu meiner Überraschung traf ich auf einige Gesichter, die mir durch Katjas Lesung bekannt waren.¹⁹⁸ Mark Kretschewski hatte sich eingefunden, Lilia Kotlianova war gekommen und auch ein junges Paar, das ich auf Katjas Abend gesehen hatte. Für mich war das insofern (wieder) merkwürdig, als dass ich Katjas literarisches Schaffen eher in das linke Spektrum einordnete. Es war politisch alternativ, mitunter geradezu subversiv. Wenn man solche Literatur »interessant« fand, wie konnte man da gleichzeitig »rechtsgerichtet« sein beziehungsweise sich einer »rechtsgerichteten Gruppe« zuordnen? Bei Lilias konstruktivistischen Grundannahmen zum jüdischen Selbstverständnis und Marks Einstellung zur Religion verwunderte zudem, dass sie gerade den Austausch mit einem orthodoxen Rabbiner suchten, der eher eine absolute Weltsicht und eine strenge, begrenzende Form von Religiosität vertrat. So, wie man auf dem Gedichtsabend alternativ und liberal war, konnte man sich scheinbar am heutigen Abend – wenn nicht auf »rechtsgerichtet« Ansichten – zumindest aber auf konservative oder orthodoxe Vorstellungen einlassen. Man dokumentierte dies zugleich auf körperlich-habitueller Ebene.¹⁹⁹ So folgten Mark und Lilia gewissenhaft der orthodoxen Kleiderordnung, hatten sich auch äußerlich in streng gläubige Juden »verwandelt«. Mark war in langer dunkler Hose und im Sakko erschienen, mit einer Kippa auf dem Kopf. Lilia trug einen knöchellangen Rock, darunter die vorgeschriebenen *stockings* mit festem Schuhwerk. Die langen Haare waren zusammengebunden. Sie winkten mich zu sich und Lilia und ich saßen während des Vortrags zusammen. Tatjana schien mit ihrer Beschreibung, dass man hier nicht allein »konservativ« sondern »rechtsgerichtet« dachte, in gewisser Weise recht zu behalten. Die Ausführungen des Rabbiners zur religiösen Bedeutung Israels und seine Überlegungen zum heutigen Nahostkonflikt konnte man zumindest als eine »*ultra*orthodoxe« Anwendung der Thora auf

197 Feldnotizen, 31.3.2002

198 Feldnotizen, 24.4.2002; Ausführungen im Folgenden beruhen, wenn nicht anders vermerkt, darauf.

199 Mit dem Begriff »körperlich-habituell«, dem der Begriff »begrifflich-reflexiv« komplementär gegenüber steht, folge ich Ansätzen der Performanztheorien. In diesen wird der Gedanke stark gemacht, dass sich die Ideen vom Selbst, die Darstellung des Kollektivs und des Einzelnen nicht allein sprachlich oder durch szenisch-mimetischen Mit- und Nachvollzüge wiedergeben, sondern sich direkt in den physischen Körper einschreiben, ihn mit Habitus ausstatten. Der Habitusbegriff geht auf Bourdieu zurück. Ein Artikel, der die verschiedenen Performanztheorien gemeinsam diskutiert siehe: Wulf/Zirfas, »Die performative Bildung von Gemeinschaften«.

die Gegenwart deuten, die politische Liberalität und historisch veränderte Lösungen ablehnte.

Mark war von Rabbiner Derman begeistert. »Ein weiser Mann«, befand er nach dem Vortrag. Für ihn sei es eine »intellektuelle Bereicherung« gewesen und er freue sich schon auf das nächste Mal. Lilia hingegen fand es furchtbar: »Eigentlich ging ich in der Hoffnung hin«, meinte sie etwas später zu mir, »etwas Weises zu hören und auch Fragen zu stellen. Was können wir außer Gewaltanwendung [Israelische Gewalt gegenüber Palästinensern] noch tun [...] Aber als ich da war und ihm zuhörte [...] gab er mir das Gefühl, keine Fragen stellen zu wollen, weil ich wusste, was die Antworten sein würden.«²⁰⁰ Diese kritische Haltung hielt Lilia aber nicht davon ab, wie Mark, beim nächsten Referat von Rabbiner Derman wieder dabei zu sein. Die gleiche Praxis erwächst offensichtlich aus völlig verschiedenen Erwartungen an jüdische Religion und aus sehr unterschiedlicher jüdischer Selbstverortung allgemein. Mit Stuart Hall stellt sich die Frage, welche spezifischen Rückgriffe auf historische, kulturelle wie allgemein diskursiv bereitete Ressourcen erfolgten, die bei aller Unterschiedlichkeit die gleiche Praxis logisch erscheinen lassen. Dies versuche ich jetzt zu klären.

Die »typischen Repräsentanten«

Den Kommentar, dass die Beschäftigung mit jüdischer Religion eine Art »intellektuelle Bereicherung« sei, etwas, das »interessant« ist zu wissen, höre ich von jüngeren russischen Juden öfter. Dabei wird stets betont, dass man selbst nicht religiös sei. Juri Fraint, der Sohn vom Leiter der Semljaki, geht beispielsweise gerne zu Veranstaltungen der Synagoge »Heritage«. Die Institution auf der Touhy Avenue ist von Ahvram Komarski, einem russischsprachigen Rabbiner Ende 30, im Jahre 2000 gegründet worden. Man folgt der orthodoxen Interpretation der Thora, doch bei den Veranstaltungen gibt man sich betont offen und verlangt vorerst nur geringe Zugeständnisse an streng gläubige Vorschriften, sodass selbst der orthodoxe *dress code* in all seinen Abstufungen mitunter außer Kraft gesetzt ist.²⁰¹ Als

²⁰⁰ Interview, 19.6.2002

²⁰¹ »Abstufungen« meint, dass die Kleidervorschrift im orthodoxen wie chassidischen Judentum recht unterschiedlich befolgt wird. Einige beachten die Vorschriften (fast) vollständig, andere formulieren ihre »persönlichen« Ausnahmen dazu, lassen (bei